



WARUM EIN JUBILÄUM? Ein Jubiläum zu feiern, kann es ganz verschiedene Gründe geben. Bewußte und unbewußte. Manchmal sind es rein herkömmliche: 10 Jahre – 25 Jahre – 50 Jahre – 100 Jahre. Je höher und runder die Zahl ist, desto unausweichlicher wird das Jubiläum. 40 Jahre ist eigentlich eine ungewöhnliche Zahl. Dem Herkommen nach könnte sie ebensogut ausfallen, zumal diese Zeitschrift noch nie ein Jubiläum gefeiert hat, und zwar aus guten Gründen. Wenn sie nun trotzdem ein anscheinend «künstliches» Jubiläum aufzieht, dann muß das innere Gründe haben, etwa: die veränderten Leser, die in eine – in etwa – neue Richtung drängen, denn eine Zeitschrift besteht niemals allein aus einer Redaktion, vielmehr aus einem Gespräch zwischen Redaktion und Lesern (eventuell auch potentiellen Lesern). Doch das in unserem konkreten Fall (Orientierung) zu erklären, ist meine Aufgabe nicht, es wird in einem weiteren «prospektiven» Beitrag klar werden.

Dieser Aufsatz soll den *Ursprung* der «Orientierung» behandeln, also Antwort geben auf die Frage: Woher kommt dieser Fluß, wo liegen seine Quellen?

Zunächst also: den Namen «Orientierung» trägt das Blatt seit 1947. Man könnte also ebensogut ein *dreissigjähriges* Jubiläum feiern. Besser sogar, denn mit dem neuen Namen war eine (vorher schon angebahnte) Zäsur geschaffen vom negativ verteidigten «Apologetischen» weg, zum Positiven, Konstruktiven hin, wie das Editorial zur ersten Nummer sagt.

Freilich, dieser Anfang war der Endpunkt einer zehnjährigen Entwicklung – und von dieser soll hier berichtet werden, weil der letzte, der sie miterlebt hat, eben der Schreiber, schon ein alter Mann ist, und die Jungen selbst in der Redaktion von dieser Entwicklung kaum klare, eher fast legendäre Vorstellungen haben.

40 JAHRE ORIENTIERUNG

Also: im September 1937 bestand lediglich ein «Antimarxistischer Mitteilungsdienst». Es waren hektographierte 4–7 Seiten, herausgegeben vom «Apologetischen Institut» des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, der seinen Sitz in Luzern hatte. Das «Institut» war den Jesuiten in den dreißiger Jahren übergeben worden. Leiter war *Paul de Chastonay*, der in Bern wohnte und katholische Bundesräte auf sehr diskrete Weise in religiöser Hinsicht beriet. Sekretär war der junge Pater *Karl Stark*, der, in Zürich wohnhaft, durch Vorträge und Stellungnahmen zu religiösen Fragen –, darunter eben auch in diesem Mitteilungsdienst – tätig wurde. Er wurde allmählich zu einem hervorragenden Kenner des Marxismus und hatte auch gute Beziehungen mit Kommunisten. Der 14tägliche Mitteilungsdienst trug zunächst den Vermerk «Abdruck mit Quellenangabe», aber schon in Nr. 6 hieß es «Zur persönlichen Orientierung – Nicht für die Presse bestimmt». Das wurde – gewollt oder nicht – zur besten Propaganda, denn die Blätter enthielten konkrete, sonst kaum oder gar nicht bekannte Angaben. Ich selbst wurde dem Sekretär beigegeben – eigentlich ausdrücklich *nur* für den Vortragsdienst, den ich ausbaute in monatlichen Besuchen in einer Reihe von Kirchen und Städten. Da sprach ich nur selten über Marxismus und weniger apologetisch, so zum Beispiel in Basel, wo ich die Tätigkeit Lenins und Trotzki in der Schweiz schilderte, die Konsequenz ihres Handelns, ihr Ertragen von Not und Entbehrungen, kurzum die Hingabe an ihre Ideale, woraus ich den Schluß zog: «Wenn diese für ihr doch fragliches Ziel, warum nicht wir ...» Das erregte einigen Skandal, im übrigen aber wandte ich mich anderen Fragen zu: dem «Sinn der Arbeit», den «Bauschäden der Kirche», den schlechten Päpsten und ihrem Sinn in der Geschichte, dem Sakramentalismus, der christlichen Freiheit, dem mündigen Christen; auch über den Nationalsozialismus, in dem ich ja einige Erfahrung besaß, sprach ich. Mein Interesse wandte sich auch den Sekten zu. Weniger ihre Mängel faszinierten mich, als ihre erstaunliche Anziehungskraft, die doch schließlich einen positiven Grund haben mußte, der einen Mangel bei uns vermuten ließ. «Sekten», sagt Augustinus, «sind Insekten an den Wunden der Kirche.»

CHRONIK

Zum Ursprung der «Orientierung»: Warum kein eigentliches Jubiläum – Die erste Phase (1937–47) – Das «Apologetische Institut» und Paul de Chastonay – Mitteilungsblatt von Karl Stark – Mario von Gallis Vortragsverbot als glückliches Unglück – Zürcher Polizisten gehörten zu den eifrigsten Lesern – Niemand dachte an eine Zeitschrift – Ausweitung der Thematik – Keine starre Ordnung nach Sparten – Der Überraschung verpflichtet.

Mario von Gallis

Die dritte Generation (letzte Seite): Richtet sich unsere Zeitschrift auch an eine neue Generation? – Wie sie diese sieht – Der internationale Charakter – Ein Wort zur Praxisnähe.

Die Redaktion

BISCHOFSSYNODE

«Panorama» – **Die Lage der Kirche heute:** Ein optimistischer Papst – Abschirmende Öffentlichkeitsarbeit seiner Beamten – Mehr als die Hälfte der Bischofskonferenzen übte Abstinenz bei der Panorama-Umfrage – Schlagseite im Tadel totalitärer Systeme – Einzelprobleme wie Befreiungstheologie, Lefebvre-Anhängerschaft, Charismatiker und Ökumenismus – «Verkündigung der richtigen Normen» als nächste Aufgabe – Vorspiel in der deutschen Bischofskonferenz – Empfehlung zum Gratiendienst in der Kirche – Arbeitskalender – Die Voten zur Lage der Katechese versprechen ein wirkliches Panorama.

Ludwig Kaufmann, z. Z. Rom

KIRCHENGESCHICHTE

Erstes Vatikanum und Unfehlbarkeit: Diskussion des Werkes von August Hasler über Pius IX., päpstliche Unfehlbarkeit und Erstes Vatikanum – Aufregende Schlußfolgerungen aus reichem Material, aber auch aus Gerüchteküche und medizinischer Spekulation – Die früheren Kirchengeschichtler – Eingeengte Sicht auf «Unfehlbarkeit» – Nach Haslers Maßstab wäre kein früheres Konzil je frei gewesen – Magere Ideologiekritik – Dennoch nicht kurzzeitig apologetisch aufs Buch reagieren – Die Konzilsmehrheit wäre gründlicher zu studieren.

Victor Conzemius, Luzern

Wie krank war Papst Pius IX.? Nachfrage beim Geschichtsspezialisten Giacomo Martina – Nervöse Störungen in der Jugend – Nach Serafini nicht epileptischer Art – Ultramontane Bewegung und Epilepsie in zweifelhafter Korrelation.

LITERATUR

Keine Tabus – aber auch kein Geschmack: Günter Grass' Roman «Der Butt» – «Ich, das bin ich jederzeit» erzählt seiner Frau Ilsebill seine viertausendjährige Geschichte – Ohne Tabus – Ein erzählendes Kochbuch von der matriarchalischen Steinzeit über die Ära der Männerherrschaft bis zur Frauenbewegung – Das Tribunal des «Feminals» – Sexualität und Religion – Die gleiche Suppe aus «Blechtrömmel» und «Hundejahren» erneut aufgewärmt – «Noch immer bin ich katholisch genug» – Die Gottesfrage peinlich infantil behandelt – Etwas viel «Sprachverschleiß». *Josef Imbach, Rom*

Da der Sekretär und ich gute Freunde waren, bot er mir an, seinen antimarxistischen Mitteilungsdienst durch Berichte über Nationalsozialismus, die «Frontenbewegung», die damals aufkam, die Sekten und schließlich auch den Protestantismus zu erweitern. Leonhard Ragaz, der große soziale Professor, Nachfolger von Hermann Kutter und Vater Karl Barths, zog mich in seinen Bann. Seine Vorträge in der Gartenstraße, seine Arbeiterwohnung, die er vorbildlich bezog, besuchte ich häufig. So wandelten wir uns ein wenig inhaltlich: Wir waren nicht mehr ausschließlich anti-marxistisch und anti-nationalsozialistisch und anti-Sekten, wenn dies auch noch lange der vorwiegende Akzent blieb.

Vortragsverbot: Ein glückliches Unglück

Wir wurden auch umfangreicher. Das «Nicht für die Presse» fiel. Schließlich wuchs die Seitenzahl einer Nummer von 5 auf 30. Da schnappte die Zentrale des Volksvereins in Luzern, die unser Blatt immer noch hektographierte, nach Luft (Sept. 1938). Wir übernahmen nun auch die Herstellung in eigene Regie. So waren wir freier. Nun trat ein für die Blätter glückliches Unglück ein. Meine Vortragstätigkeit fand ein jähes Ende. Die Ursache war das Jesuitengesetz. Es untersagte den Jesuiten, in Schule oder Kirche sich zu betätigen. Je nach dem konnte dies weiter oder enger ausgelegt werden. Im allgemeinen neigte damals die Regierung zu großzügiger Auslegung, von kleineren Zwischenfällen einzelner Behörden abgesehen. Aber alles hatte natürlich seine Grenzen. Ich hielt meine Vorträge oft in Kirchen. Da es aber keine Predigten, sondern Vorträge waren, die man nur deshalb in der Kirche abhielt, weil zu viele Leute kamen, für die es keinen entsprechenden Raum gab, interpretierte ich: «Keine Tätigkeit in Kirche». Nicht so manch andere. Es kamen nämlich auch viele Protestanten, und das ärgerte natürlich manche Kirchenleitung. Außerdem ärgerten sich auch Katholiken, denn selbst in der Zeitung nannte man mich «Savonarola» (z. B. in Frauenfeld). Es lagen also mit Berufung auf das Jesuitengesetz viele Anklagen vor, und schließlich mußte etwas geschehen. Außerdem war ich Ausländer, und man konnte mich ausweisen. Das wollte man nicht, denn ich wäre in einem Konzentrationslager gelandet. Die Sozialisten boten mir damals einen falschen Paß an, doch den wollte ich nur im äußersten Notfall gebrauchen, um meine «Identität» nicht zu verlieren. Wer weiß, vielleicht hätte ich sie nie wiedererlangt. Man wies mich also nicht aus, verbot mir aber «überhaupt jedwede Betätigung». Das machte mich frei für die «Blätter», denn diese zeichneten keinen einzigen Beitrag. Das Institut allein war der Autor von allem. Im Institut aber hatte ich gar keinen offiziellen Posten. Ich konnte mich also den «Blättern» ungeteilt widmen.

Jetzt stießen wir ins Positive vor. Wir begannen Ende 1939 mit, wie wir es nannten, «Thematischen Artikelfolgen». Die erste Folge behandelte unter dem Titel «Kampf der Ideen» die Freiheit: Geschichte der Freiheitsidee bis zur Französischen Revolution, Hegel und Nietzsche, am Ende erst Faschismus (Mussolini, Giovanni Gentile usw.) und Nationalsozialismus (Alfred Rosenberg usw.). Andere Folgen behandelten: Die Erneuerung der Schweiz (Denis de Rougemont u. a.); Volksbildung (worin auch das Paraguay-Jesuitenexperiment in einem eigenen Beitrag gewürdigt wurde) usw. Manche Reihe hatte zehn und mehr Beiträge. Hier arbeiteten (ohne Namen) auch sehr bedeutende Autoren (wie Hans-Urs von Balthasar) mit. Journalistisch war dies ein Unfug, denn die Leser haben keinen so langen Atem. Für uns aber war es der entscheidende Schritt zu einer «Zeitschrift».

Niemand dachte an eine Zeitschrift

Ehrlich gesagt: Bis Ende 1939 (also volle zwei Jahre) dachte *niemand* (auch wir selber nicht) daran, eine Zeitschrift zu werden. Pater de Chastonay war der erste, der, als ich verwaist dasaß,

maliziös zwinkernd, den Weg andeutete: «Sie können doch nicht ewig Polizeiberichte bleiben». Wie recht hatte er. Als ich aber – ihn etwas ausweitend – vor anderen die Möglichkeit einer Zeitschriftswerdung aussprach, lachten alle und nannten das Phantasterei. Nur der gütige Sekretär (Karl Stark) sagte nachher: «Sie wollen uns nur auf die Probe stellen». Also machten wir weiter, besprachen in freier Wahl Bücher, die uns wichtig schienen. Wir luden Autoren ein, über interessante Themen – nicht nur der Religion, auch der Politik und Wirtschaft, insbesondere aber aus dem Kulturbereich, zu schreiben. Dazu fügte es sich, daß der weithin bekannte Jesuit Friedrich Muckermann, der von Frankreich flüchtig in der Westschweiz Wohnung nahm, in unserem Blatt eine regelmäßige Rubrik übernahm, die er «ex urbe et orbe» nannte. Es waren ganz aktuelle Betrachtungen von hohem Niveau zur Weltsituation. Er zeigte sich außerordentlich gut informiert. Zu ihm kam jeden Monat die Polizei, «um zu prüfen, ob er noch da sei». Bei mir war es anders: Ich mußte alle 14 Tage mich der Polizei stellen, aus demselben Grund. Das wurden bald höchst erfreuliche Besuche. Wenn ich erschien, läutete eine Glocke. Vier oder fünf Mann erschienen und befragten mich über das, was in unseren Blättern stand. Sie wollten Hintergründe, und ich gabe sie – nur Namen gab ich keine. Danach frugen sie noblerweise auch nicht.

Unser Sekretariat war inzwischen gewachsen. Zu zweit konnten wir nicht alle Arbeit bewältigen. Sekretärinnen konnten wir nicht bezahlen, denn der Volksverein war seit dem Krieg, der alles Wallfahren in ferne Länder unmöglich machte, selbst in finanzieller Not. Er gab uns den unschönen Namen «Apologetisches Institut», mehr nicht. Wir wußten uns zu helfen. Wir nahmen Volontärinnen auf. Solche waren leicht zu finden. Sie blieben auch gelegentlich mehrere Jahre. Wir arbeiteten mit ihnen. So wurden wir zu einer richtigen Arbeitsgemeinschaft. Mit steigender Auflage kam auch etwas Geld herein, obwohl wir die Fünftausend nie überschritten. Aber es reichte zum Leben. Das wurde erst später durch neue Mitglieder und durch das Konzil anders. Doch dies gehört nicht mehr in diesen Bericht, der sich nur mit den dunklen Ursprüngen zu befassen hat. Der Ursprung war eine polemische, apologetische, fast streitsüchtige Tätigkeit, halb im Untergrund – doch lagen die Wurzeln eigentlich tiefer – das kann ich wohl guten Gewissens sagen. Den Beweis dafür lieferte der allmähliche Übergang vom Apologieren zum Verstehen der andern und zum Konstruieren. Das war ein Lernprozeß, den jeder einzelne und die Equipe durchmachten; ein Wachstumsprozeß aus dem Unbewußten, an der Erfahrung geschult, mit einem Minimum an festen Regeln und Formen. Gewiß entsprachen wir weithin nicht journalistischen Grundregeln. Das waren Hemmnisse, ohne Zweifel. Ich erinnere mich gut, wie ich oft gefragt wurde nach unserem Propagandaapparat. Ich war jeweils in Verlegenheit, denn wir hatten gar keinen. Damals sagte ich meist in jugendlichem Übermut: «Ein Licht leuchtet von selbst. Man muß nur dafür besorgt sein, daß es nicht rußt.» Ebenso war es mit der «Gestaltung». Man mußte doch «Rubriken» oder «Sparten» haben! Für Religion, Politik, Kultur, Wirtschaft, oder Leitartikel, Grundsatzartikel, Berichte,

Welchem Zwanzigjährigen ...

trauen Sie Ihre vierzigjährige ORIENTIERUNG zu?

Bitte bauen Sie mit an der
nächsten Generation!

(Neuabonnenten für 1978 erhalten die letzten
Nummern von 1977 gratis!)

Glossen usw. Wir hatten solche nicht oder von Nummer zu Nummer recht verschiedene. Die Nummer in sich sollte übersichtlich sein; aber ein gleiches Gesetz für alle Nummern war uns ein Greuel. Das richtete sich ganz nach dem Material, nach dem Bedürfnis, nach dem Können. Plötzlich etwa verwandten wir eine ganze Nummer auf die Antrittszyklika Pius' XII. Den ganzen Text brachten wir, ohne Abstrich; eine Analyse mit recht kühner Interpretation mancher Passagen. Ähnlich etwa Gonzague de Reynold: Die Tragik Europas – oder Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen. Da fielen dann alle Nachrichten und Berichte dahin. So waren wir wirklich beweglich. Keine Zeitung, keine Zeitschrift konnte sich so etwas «leisten». Wir konnten es, denn wir waren durch keine Normen gebunden. Das wurde später alles anders – schon wegen der Druckerei.

Man mußte sich festlegen auf eine bestimmte Seitenzahl, auf bestimmte Daten und Stunden – notwendige Einschränkung! – keineswegs im Dienst der Sache. Ein bißchen etwas ist trotzdem davon geblieben – und heute noch gilt die Orientierung bei manchen als nicht ganz seriös; als eine Art Freistilübung in Theologie und anderen Disziplinen. Ihren Ursprung kann sie nicht ganz verleugnen. Dafür ist sie – sogar im geordneten technischen Zeitalter dem Leben, das es halt immer noch gibt, näher – und das wird sie hoffentlich immer bleiben. Das Leben hat gewiß auch Gesetze, hat vor allem auch ein Ziel, dennoch birgt es eine Multipotentialität zu diesem Ziel, die niemand exakt berechnen kann, die immer neu den Betrachter überrascht. Der Überraschung ist die Zeitschrift vom Ursprung her verpflichtet.

Mario von Galli

Bischofssynode und «Panorama» der Kirche

Mit einer persönlichen und einer unpersönlichen Note hat die fünfte Versammlung der Bischofssynode ihren Anfang genommen; als Persönlichkeit stand der Papst allein im Mittelpunkt, wogegen die beiden Berichterstatter zur Lage der Kirche («Panorama») und zum Thema «Katechese» ausdrücklich alles unterdrückten, was ihre eigene Meinung hätte durchscheinen lassen: sie faßten nur zusammen, was sie aus vielerlei Berichten zusammengestellt hatten.

Ein optimistischer Papst

Wenn die Persönlichkeit des Papstes diesmal dominierte, so lag dies einmal an seinem *achtzigsten Geburtstag*. Obwohl für dessen Feier im Rahmen der Bischofssynode ein besonderer Termin (Sonntag, 16. Oktober) angesetzt worden ist, war es nur natürlich, daß dem Papst zu Beginn ein Glückwunsch entgegengebracht wurde. Es fiel dies dem ersten der drei von ihm eingesetzten, im Turnus als Versammlungsleiter amtierenden Präsidenten, Kardinal *Baggio*, zu. *Baggio* steht der Kongregation vor, die «die Bischöfe macht» und auch deren Rücktritt entgegennimmt. Jetzt aber sprach er im Namen der Synode, als deren Gründer und «Gesetzgeber» er Paul VI. pries. Und da *Baggios* Name häufiger als viele andere unter den «papabili» genannt wird, mochten manche die Ohren spitzen, als gerade er sein «ad multos annos» in die Form eines Gebets kleidete. In direkter Beantwortung dieses Glückwunsches tat der Papst die Äußerung, die sofort von allen Agenturen rund um die Welt gejagt wurde, daß er «alle Zeit, die Gott ihm noch gewähren wolle, nach seinem festen Vorsatz völlig dem Wohl der Kirche widmen» werde. Jedermann konnte hier vernehmen, daß der Papst die volle Arbeitslast seines Amtes weiter auf seinen eigenen Schultern tragen will: übrigens ohne darüber zu klagen und offenbar in der Hoffnung, daß Gott ihn mitten aus der Arbeit abberufen werde. Das Pensum, das er allein an diesem Eröffnungstag der Synode bewältigte, mußte jedermann Respekt abnötigen, feierte er doch nicht nur in Konzelebration mit den Synodalen einen zweieinhalbstündigen Gottesdienst, sondern nahm auch noch an der ganzen Nachmittagssitzung der Synode teil. Beide Male hielt er eine Ansprache. Den Gottesdienst in der Sistine konnte ich nur auf dem Fernsehschirm verfolgen, aber ich hatte denselben Eindruck, wie ihn mir einer, der als Radiosprecher regelmäßig den Papst bei solchen Feiern beobachtet, wiedergab: Paul VI. strahlt am Altar eine innerliche Würde und gelöste, ja souveräne Ruhe aus: der Rahmen einer großen Feier ficht ihn überhaupt nicht an, und er betet nicht anders als im kleinsten Kreis. Die Ansprachen hatten beide einen positiven Klang. Unsere Zeit, so sagte der Papst in der Homilie, solle man nicht eine «Zeit des Atheismus», sondern eine «Zeit des Glaubens» nennen. Deshalb müßten sich zumal die Bischöfe von aller «trägen Passivität» freimachen und ihr Amt als Apostel

des Glaubens mit vollem Einsatz wahrnehmen. Daß der Papst solchen Optimismus an den Tag legt, wurde von der italienischen Presse allgemein begrüßt: mehr als ein Kommentar äußerte, der Papst kehre wieder zur Einstellung am Beginn seines Pontifikats zurück. Selbst die *Illustrierte «L'Europeo»*, die ihre Titelgeschichte von Anfang Oktober der Frage nach dem «nächsten Papst» widmete, attestierte Paul VI., er habe mit seinen achtzig Jahren wie nie zuvor die Sympathie des Volkes gewonnen.

Abschirmende Öffentlichkeitsarbeit

Im Kontrast zu dieser persönlichen Präsenz des Papstes, dem am zweiten Synodentag übrigens noch über fünftausend Pilger aus seiner Heimat Brescia und seinem früheren Erzbistum Mailand zujubelten, stand die dürre und abweisende Art, mit der die etwa hundertfünfzig Journalisten in den ersten Tagen abgefertigt wurden. Die wenigen, die für die Eröffnungssitzung Einlaßkarten erhalten hatten, wurden, ehe der Papst zu sprechen begann, mit einem «extra omnes» aus der Aula gewiesen. Schon bei der einführenden Pressekonferenz hatte der Vorsteher der päpstlichen Kommission für die Medien, Mgr. *Deskur* seine liebe Mühe, die unglückliche Art, wie die Journalisten zuvor in der «sala stampa» begrüßt worden waren, auszubügeln. Statt einem Willkomm hatte man ihnen nämlich gleich eine Lektion darüber erteilt, was die Synode *nicht* sei: «kein Konklave» und «kein Parlament», keine politische, sondern eine «rein religiöse» Angelegenheit, der zudem «familiäre Intimität» eigne. Daß man sich zu Beginn zum Gebet zu erheben hatte, war in diesem Rahmen ebenfalls ungewohnt, aber man konnte sich so – nach Art einer Religionsstunde sehr alten Stils – gleich in Zucht genommen fühlen, insofern es bei dieser Konferenz ohnehin nicht darum zu gehen schien, Interesse zu wecken, sondern eher abzuschirmen: die Zeit für Fragen wurde auf eine Viertelstunde beschränkt, und Neugier war offensichtlich unerwünscht. Die anerkennenswerten Verbesserungen zur Verständigung (Simultanübersetzung) bewährten sich immerhin bei den auch inhaltlich nicht belanglosen Darlegungen des spanischen Sondersekretärs dieser Synode, Bischof *José Manuel Estepa*, der nach *Deskur* und *Rubin* (ständiger Generalsekretär) als letzter zu Wort kam. Er verstand es, die Thematik dieser fünften Synodenversammlung nicht nur in eine «historische Linie» mit den vier früheren einzuordnen, sondern in knappen Zügen die Hauptprobleme in ihrer Verknüpfung mit der «gegenwärtigen Krise der Gesellschaft und des Menschenbildes» zu skizzieren. Mehr als Stichworte blieben bei den Nichtspaniern allerdings kaum haften, und die Enttäuschung über den lahmen Anfang – alle drei Redner klebten ängstlich an dem von ihnen verlesenen Papier – konnten sie nicht wettmachen. Auch jenen, die wünschten, sich rechtzeitig in die Thematik einzuarbeiten, war

es auf «normalem Weg» nicht möglich, zu den offiziellen Unterlagen zu gelangen: die ganze Vorbereitung war weithin unter Ausschluß der Öffentlichkeit erfolgt.¹

Ähnlich wie diese vorausgehende Pressekonferenz außerhalb der Aula scheint auch im Innern der zu Beginn verlesene *Panoramabericht* über die Entwicklung der Kirche seit der letzten Synode (1974) nachgerade als rituelle Pflichtübung aufgefaßt zu werden. Die den Journalisten ausgeteilte dreiseitige Zusammenfassung war weithin nichtssagend. Aber auch wer sich den zwanzigseitigen lateinischen Text zu verschaffen wußte, fand darin schwerlich Informationen, die nicht schon allgemein bekannt sind, d. h. er fand überhaupt keine konkreten Informationen aus einzelnen Ländern oder Regionen, da deren Nennung «bewußt vermieden» ist. Wo trotzdem eine Ausnahme gemacht wird, und dies ist hinsichtlich der Stellungnahme der Bischofskonferenz *Südafrikas* («gegen jede Art von Diskriminierung des Volkes») der Fall, wird man eine gezielte Politik vermuten dürfen.

Nur die Hälfte antwortete auf die Panorama-Umfrage

Die Relevanz der Erwägungen und Gewichtungen des Panoramaberichts wird vor allem durch die Tatsache vermindert, daß auf die entsprechende Umfrage über die Hälfte der Bischofskonferenzen nicht geantwortet haben. Der Verfasser des Berichts, der Paderborner Erzbischof *Johannes Degenhardt* ließ nichts darüber verlauten, woher er Unterlagen hatte und woher nicht. Ebenso wenig ist zu erkennen, welche *Prioritäten* von den Bischofskonferenzen im Hinblick auf die mögliche Thematik der nächsten Bischofssynode angedeutet wurden: dies ist

¹ Inzwischen ist hier (nach einem Protestschreiben vor allem italienischer Journalisten, wegen mangelhafter Information) deutlich geworden, daß das Siegel *sub secreto* im Vatikan selber kaum mehr bedeutet, als «eine Beruhigung der Verfasser und ein Stimulus für die Aufmerksamkeit der Adressaten». Das erhellt auch daraus, daß sich diesmal dieses Siegel zwar auf der zusammenfassenden *Relatio* von Kardinal Lorscheider über das «Arbeitsinstrument» befindet, nicht aber auf diesem selber. Außerhalb Roms aber meinen allzu gewissenhafte, zumal transalpine Bischöfe immer noch, es gelte fest über Texte, die nur Allbekanntes enthalten, das Geheimnis zu wahren.

Adressen für Probennummern ...

sind uns jederzeit, vor allem aber jetzt im Herbst willkommen. Überlegen Sie bitte, wer aus Ihrem Bekanntenkreis als Abonnent in Frage käme und senden Sie uns möglichst deutlich geschrieben Namen und Adressen.

Alle Adressen bitte an:

Administration ORIENTIERUNG
Scheideggstrasse 45
CH-8002 Zürich

Formulare zu diesem Zweck werden wir im Lauf der nächsten Monate sukzessiv nach Regionen versenden, damit unsere Administration die Eingänge laufend verarbeiten kann.

Für Ihre Mitwirkung an der Verbreitung der ORIENTIERUNG sagen wir Ihnen zum voraus herzlichen Dank.

Redaktion und Administration

nämlich nach früher gemachten Angaben eine der Funktionen dieser Panorama-Umfrage. Offenbar war «Ausgewogenheit» ein erstes Ziel des Berichts. Die «heißen Eisen» muß man deshalb suchen. Da ist zum Beispiel gleich zu Beginn von der «Mitverantwortung aller Glieder in der Kirche» die Rede, für die anfänglich die «Strukturen» gefehlt hätten. In diesem Kontext ist die Aufgabe der Laien in der Welt und in den Pfarreien skizziert, und dann heißt es über Laien, die als außerordentliche Austeiler der hl. Kommunion, als Religionslehrer in der Schule oder in ganz speziellen Fällen – nämlich beim Fehlen eines Priesters – als Prediger wirkten, sie bedürften eines besonderen «Mandats» des Bischofs. Das ist alles. Also nichts über *Erfahrungen*, die man zum Beispiel mit der Laienpredigt gemacht hat.

Zur wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lage bemerkt der Bericht, daß langanhaltende schwere wirtschaftliche Schwierigkeiten auf lange Sicht *totalitäre Systeme* vorbereiteten und die Freiheit in Gefahr brächten. Ein Passus sei hier angeführt, weil er in den Zusammenfassungen des Pressebüros überhaupt nicht erwähnt wurde (ich übersetze aus dem Lateinischen):

«Große und besondere Gefahren bestehen, wo Kommunisten und Atheisten die öffentliche Gewalt innehaben. Andere Schwierigkeiten entstehen, wo Militärs auf diktatorische Weise die Regierung in Händen haben: sie glauben, es handle sich auch dort um «Kommunisten», wo sich Priester oder Laien um das Wohl der Armen und Elenden sorgen, wo Glieder der Kirche den Reichen ihre soziale Verantwortung in Erinnerung rufen, wo kirchliche Institutionen fordern, daß Analphabeten Schulung erhalten, daß man sich um die Schüler kümmert und daß die Bevölkerung etwas über die Menschenrechte erfährt, und endlich, wo Priester Grausamkeit der Reichen anprangern, gegen den wirklichen Materialismus ankämpfen und zeigen, was es heißt, nach dem Evangelium zu leben.»

Hinter diesem Passus kann man sich unschwer neben Bischöfen aus El Salvador, Argentinien usw. den Erzbischof von Seoul, Kardinal *Kim* vorstellen. Weniger an ihn gedacht wurde offenbar beim folgenden Abschnitt über die *Menschenrechte*: hier kommt «vor allem» nur der «kommunistische Herrschaftsbereich» und hier wiederum seitens der Kirche nur die Wahrung der Religionsfreiheit in den Blick: Kardinal *Kim* hatte auf einer früheren Bischofssynode gemahnt, die Kirche sollte dieses eine Menschenrecht nicht isoliert postulieren.²

Einzelprobleme: Befreiungstheologie, Lefebvre-Anhängerschaft, Charismatiker, Ökumenismus ...

Nach dem Kapitel über den «allgemeinen Stand der Kirche» geht der Panoramabericht auf «Einzelprobleme» ein. Längere Abschnitte werden gewidmet:

▷ dem Klerus (6): Man sei untereinander einiger geworden, meinen die Bischöfe: und sie zeigen sich erleichtert, daß ihnen heute weniger Streit von Priestergruppen erwächst. Immerhin gebe es in einigen Gegenden neuen heftigen Dissens, und zwar über die «Theologie der Befreiung», die «Christen für den Sozialismus» oder «Christen für die Befreiung». Die Aufzählung erweckt den Eindruck, als ob die Bischöfe heute gemeinhin nur von «linken» Gruppen des Klerus Dissens und Schwierigkeiten erführen. Auf der Gegenseite wittert man zwar bei Lefebvre (Nr. 11) die «Gefahr eines Schismas», aber erstens ist die Frage nach dem Priesteranhang so gut wie umgangen, und zweitens heißt es von den nicht zum Schisma entschlossenen Anhängern, es wäre «vielleicht gut», man trüge deren Wünschen und Sorgen besser Rechnung.

▷ der geistlichen Erneuerung (Nr. 4): Hier werden an erster Stelle die charismatisch-pfingstlichen Gruppen erwähnt. Unter Hinweis auf stark frequentierte Wallfahrten und andere Formen der Volksreligion wird u. a. darüber Klage geführt, daß sich die vom Konzil erneuerte Meß- und Sakramentaliturgie einseitig an den Verstand und zuwenig an den ganzen Menschen richte.

▷ der ökumenischen Zusammenarbeit (Nr. 10): In einem deskriptiven Teil wird vor allem die Tätigkeit des römischen Einheitssekretariates gewürdigt. Von den Gipfelgesprächen sind an erster Stelle diejenigen mit dem «ökumenischen Patriarchat» (Konstantinopel) und mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen (Genf) genannt. Sodann sind nur noch allgemein die «Konfessionellen Weltbünde» erwähnt: Kein Wort somit von der Anglikanischen Kirche, was

² In den «Optionen» zum Thema Menschenrechte am Schluß des Panoramaberichts ist diese Isolierung der Religionsfreiheit vermieden.

immerhin erstaunen mag. In der Theologie, so heißt es ganz allgemein, sei in den letzten Jahren «gründlich über die sogenannte Interkommunion, über das Weiheamt, über das Priestertum der Frau und über das Papsttum diskutiert» worden. Hier ist eine Wertung angefügt: Daß in der ökumenisch-theologischen Diskussion auch vom universellen Dienstamt des Papstes geredet werde, sei «hilfreich». Dann folgt ein Wunsch: «Neben den nötigen theologischen Diskussionen mit den Vertretern der verschiedenen Konfessionen und nichtchristlichen Religionen soll die Kirche *«auch in den großen Weltproblemen mehr zusammenarbeiten»*. Doch, so heißt es weiter, zur Behebung der großen Nöte der Menschen wie Wachstum der Erdbevölkerung, Nutzung der Atomkraft, Wahrung der Menschenrechte, moralische Normen für die Nutzung der Rohstoffe, sei *«noch kein gemeinsames Fundament gefunden worden»*.

An diesem ebenso allgemein wie apodiktisch resignierten Satz kann man ablesen, wie gering der Informationswert, aber auch die Reflexion in diesem Panoramabericht anzuschlagen ist. Mindestens hinsichtlich der *Menschenrechte* ist nun ja gerade in den letzten Jahren ein bedeutsamer ökumenischer Konsens über das «Fundament», d. h. die theologische Begründung, zustande gekommen (vgl. Reformierter Weltbund und Iustitia et pax: Orientierung 1976, S. 116–119 und 1977, Nr. 1, S. 1 und 12). Auch gemeinsame Aktionen der Kirchen für die Wahrung der Menschenrechte, z. B. in Lateinamerika, hätten Erwähnung verdient. Und hat nicht der Bericht selber im allgemeinen Teil (Nr. 6) behauptet, die Forderung auf Wahrung der Menschenrechte sei ganz allgemein unter den Menschen gewachsen?

Für eine Verkündigung der richtigen Normen

Vom dritten Teil des Panoramaberichts über «Aufgaben der Kirche in den nächsten Jahren» sei hier Nr. 2 über «Verkündigung der richtigen Normen» herausgegriffen, weil diesem Abschnitt gerade in unserem Raum eine besondere Aktualität zukommt, der möglicherweise – wer weiß – auch hier seinen Ursprung hat (Ich übersetze wiederum direkt aus dem Lateinischen):

Überall auf der Welt besteht ein großes Interesse bei den Leuten, was die Moralthologie lehrt. Aber viele fühlen sich verunsichert, weil sie den Eindruck haben, zwischen einigen *Bischöfen* und einigen *Moraltheologen* bestehe in fundamentalen ethischen Fragen ein *Dissens*. Diese Uneinigkeit in der Theorie kann auch auf das Verhalten der Gläubigen einen ständig wachsenden Einfluß haben: Sie sehen die Autorität des kirchlichen Lehramts ständig angefochten, und viele mögen deshalb an ihr zweifeln.

Es ist deshalb heute äußerst wichtig, daß die ethischen Normen *argumentativ* begründet und gelehrt werden. Es wäre deshalb von großem Nutzen, wenn die Bischöfe häufig das *Gespräch* mit den Moralthologen pflegten, wie bei den heutigen Menschen das Verständnis für den Wert ethischer Normen zu wecken ist.

Obwohl über einige Fragen der *Sexualmoral* die (römische) Kongregation für die Glaubenslehre klar gesprochen hat, ist es trotzdem sehr wichtig, daß in diesen und anderen ethischen Fragen den Gläubigen eine gute Doktrin geboten und ihnen diese Probleme mit *Argumenten* dargelegt werden.

Im letzten Absatz ist offensichtlich die Kritik wiedergegeben, die die römische Erklärung vom Januar 1976 weitherum, da und dort auch öffentlich von seiten einiger Bischöfe (z. B. Österreich, vgl. Orientierung 1976, Nr. 2, S. 15), gefunden hat. Was das Gespräch zwischen Bischöfen und Moralthologen betrifft, so hatten *die deutschen Bischöfe* erst neulich einen solchen Versuch gemacht: am «Studententag» nach der Herbsttagung der Bischofskonferenz in Fulda war der Tübinger Moralthologe Professor *Auer* eingeladen, über «Autonome Moral» zu referieren. Nach dem, was man von verschiedenen Seiten zu hören bekam, verlief das «Gespräch» von gewisser erzbischöflicher Seite her aggressiv bzw. wie in einem «Tribunal»: Das ist um so erstaunlicher, als wenige Tage darauf der als Hauptopponent Auers bekannte Professor *Stöckle* (Freiburg i. Br., in Fulda als Theologe der Bischofskonferenz anwesend) am Kongreß der deutschsprachigen Moralthologen im schweizerischen Freiburg nicht nur äußerst zahm auftrat, sondern alle Mühe hatte, einen Unterschied zwischen seiner eigenen «Glaubensethik» und derjenigen Auers nachzuweisen.

Ein Synodenthema, das wohl nie kommen wird

Soviel über die Empfehlungen auf Zukunft, von denen die «praktischste» vielleicht diejenige ist, die ganz am Anfang steht: In der gesamten Seelsorgspraxis der Ortskirchen (Liturgie – Sakramentenspendung – Katechese – Caritas) seien möglichst viele Gläubige zu Gratisdiensten in der Gemeinde heranzuziehen. Das ist, soweit ich entdecken konnte, der einzige Hinweis darauf, daß es auch für die Kirche die Frage nach dem «lieben Geld» gibt, daß die Besoldungen für bezahlte Dienste immer aufwendiger werden usw. Von hier aus wäre in der Tat nach *Lücken* in diesem Bericht zu fragen, womit man natürlich an kein Ende käme. Zum Beispiel habe ich kein Wort über die zunehmende *Bürokratisierung* der Kirche gefunden, obwohl sie sowohl an regionalen wie zentralen Stellen eklatant ist und nicht nur Geld, sondern auch Menschen (Geistliche, Ordensleute) verschlingt und von der unmittelbaren Seelsorge abzieht. Wie wäre es eigentlich, einmal eine Bischofssynode über die *Finanzen* der Kirche, ihre Quellen, ihre Verteilung und ihre Verwendung abzuhalten?³

Was geschah in den drei Jahren?

Ein weiterer Rückblick auf die drei letzten Jahre, der ebenso wenig Echo in der Presse gefunden hat wie das Panorama, wurde vom ständigen Generalsekretär *Mgr. Ladislaus Rubin*

³ Der Charakter des *Zufälligen* in den eingegangenen und zusammengestellten Informationen dürfte aus den genannten Beispielen deutlich geworden sein. Angesichts des geringen Interesses könnte deshalb in Zukunft auf diese Pflichtübungen verzichtet werden. Sinnvoller würde das «Panorama», wenn die eingegangenen Informationen mit denjenigen, die man in den Kurienämtern über die verschiedenen Fragen besitzt, verglichen werden und wenn es, im Sinne einer gegenseitig sich ergänzenden Information, in thematisch frei nach Interesse gegliederten Gruppen am Rand der Synode darüber zum Gespräch käme.

Das Bischöfliche Ordinariat Mainz und die Katholische Klinikgemeinde St. Rochus am Klinikum der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz suchen für die 4. Planstelle im Team der Klinikseelsorger ab sofort

1 Pastoralreferenten/in oder 1 Gemeindereferenten/in

Es erwartet Sie:

- eine vielseitige, spezialisierte seelsorgliche Tätigkeit in einer 2000-Betten-Klinik mit über 3500 Angestellten
- selbständige seelsorgliche Betreuung von 500 Patienten auf ca. 20 Stationen
- Teamarbeit (4 Seelsorger und 1 Sekretärin)
- Mitarbeit nach eigener Schwerpunktsetzung in den Bereichen: berufsethischer Unterricht an Krankenpflegeschulen; Gottesdienstgestaltung; Gruppenarbeit mit Patienten, Personal und Studenten; Seelsorgeausbildung
- Regelung des Beschäftigungsverhältnisses und Vergütung nach dem BAT (VKA).

Wir erwarten von Ihnen:

- Bereitschaft zu persönlicher Glaubensbezeugung in Auseinandersetzung auch mit Andersdenkenden
- die Fähigkeit, Menschen in Krisensituationen seelsorglich zu begleiten
- Weiterbildung im Sinne der klinischen Seelsorgeausbildung.

Bei der Wohnungssuche können wir behilflich sein.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen werden erbeten an die

**Katholische Klinikgemeinde, Langenbeckstrasse 1,
6500 Mainz, z. Hd. Pfarrer H. Duesberg.**

über die *Nacharbeiten* zur letzten und die *Vorarbeiten* für diese Synode verlesen. Tatsächlich fragt man sich ja, wozu eigentlich am Ende der Synode – sozusagen als einziger autonomer Akt dieses Gremiums – jeweils eigens ein neuer *Rat beim Generalsekretariat* bestellt wird, d. h., man möchte gern etwas über seine Tätigkeit erfahren. Doch dieses 15köpfige Gremium (12 gewählte und 3 vom Papst ernannte) ist beim Beginn der nächsten Synode bereits nicht mehr existent, sowenig wie seine Mitglieder als einzelne wieder anwesend sein müssen.

Erneut anwesend sind immerhin die beiden, die letztesmal die höchste Stimmenzahl erreichten: Erzbischof *Bernardin* von Cincinnati, Präsident der großen Bischofskonferenz von USA, und Erzbischof *Lorscheider*, inzwischen Kardinal und Präsident des CELAM (Bischofsrat von Lateinamerika). *Lorscheider*, der profilierte und populäre Franziskanerbischof aus Fortaleza, Brasilien, hat an dieser Synode eine Schlüsselstellung inne: Er hat aus dem von ihm vorgestellten «Arbeitsinstrument» einerseits und aus den Voten der Synodalen im Plenum andererseits die «präzisen Fragen» für die Diskussion in den Arbeitskreisen (*circoli* minores – nach Sprachen gegliedert) zu formulieren.

Der Kalender der Arbeiten

Und damit wären wir beim Arbeitsvorgang, wie er für diese Synode grundsätzlich nicht anders als für die letzte vorgesehen ist, nur mit dem Unterschied, daß die damalige unglückliche Zweiteilung in «Doktrin» und «Praxis» diesmal bewußt (wie *Lorscheider* betont) unterblieb. Es wurden also zuerst fünf bis sechs Tage lang Plenarsitzungen angesetzt. Kein Bischof darf mehr als einmal, aber von jeder Delegation kann mehr als einer je bis zu acht Minuten reden. Längere Zeit als das letztemal ist der Diskussion in den «*circoli*» eingeräumt. Über deren Berichte wird am 14./15. Oktober im Plenum und dann nochmals in den «*circoli*» abschließend debattiert. Am 18. Oktober haben alle Berichterstatter der «*circoli*» gemeinsam eine einzige Liste von Vorschlägen (*propositiones*) zu erstellen, die tags darauf dem Plenum zur Abstimmung vorgelegt wird. Während das Plenum dann «frei» ist, um einiges über die Arbeit der römischen Behörden zu vernehmen, wird der Entwurf für ein *Schlußdokument* erstellt (20.–23. Oktober), wobei wohl die *Gruppe der Experten* mit zum Zug kommt. Dieser Entwurf wird am 24. Oktober präsentiert, gerät dann in den Verbesserungsvorgang (*modi*) und soll womöglich am 28. Oktober zur Schlußabstimmung gelangen.

Welcher Art dieses *Schlußdokument* sein soll, steht noch nicht fest, obwohl Mgr. Rubin in seiner Liste von Postulaten der letzten Synode auch dieses verlas, wonach die «literarische Gattung» des *Schlußdokuments* von Anfang an festzulegen sei. Nunmehr will man aber doch auch die Form des *Schlußdokuments* der Synode bzw. den Sprachgruppen zur Diskussion überlassen. In einzelnen Plenarvoten der ersten Tage wurde immerhin der Wunsch nach einem Dokument bereits ausgesprochen. Der Papst seinerseits hat in seiner Eröffnungsansprache darauf hingewiesen, daß die Thematik der Synode bereits 1971 durch ein «katechetisches Direktorium» der Kleruskongregation behandelt worden sei, daß dieses aber der Vertiefung bedürfe. Andererseits wiesen sowohl der Papst als auch Mgr. Rubin darauf hin, wie als Frucht der letzten Synode die hinterher ausgearbeitete allgemein geschätzte apostolische Exhortation «*Evangelii nuntiandi*» herausgekommen sei. Die Thematik der jetzigen Synode wurde als «logische Folge» des Themas von 1974 (Evangelisation) bezeichnet, aber es wurde weder von Kardinal *Lorscheider* noch von Mgr. Rubin irgendeine Auskunft darüber gegeben, ob von den Bischofskonferenzen andere Themen vorgeschlagen wurden und welche. Die Entscheidung für die «Katechese in unserer Zeit unter besonderer Berücksichtigung der Kinder und Jugendlichen» ist vom Papst gefällt worden.

Katechese in der Welt von heute

Wo ein technisch-wissenschaftlicher, säkularisierter, ja sehr oft atheistischer und anti-humanistischer Geist vorherrscht, wo alles und jedes in pluralistischer Luft eingeatmet wird, wo eine neue Art zu denken, zu leben und zu sprechen um sich greift, muß sich die Kirche in allen Getauften und in jedem Wirkungsbereich ihrer *prophetischen* Sendung bewußt werden und sie im Leben wie im Wort wahrnehmen. Dabei soll sie um kirchliche Gemeinschaften besorgt sein, die Erwachsene ebenso wie Kinder und Jugendliche umfassen: alle sollen sich in der «*Communio*» (Gemeinschaft) mitverantwortlich fühlen, und in der Kraft des Hl. Geistes, im neuen Leben aus Tod und Auferstehung Christi mögen sie gemeinsam den *Weg* eben dieses Christus gehen. Und während sie ihren Glauben bekennen, feiern und leben, mögen sie immer ihre konkreten Lebensumstände vor Augen haben, eingedenk dessen, daß Christen in der Welt sind wie die Seele im Leib.

Kardinal Aloisio Lorscheider

Gliederung der Thematik

- I. Stand der Katechese in der Welt: Ihr neuer Ort (Schwerpunkte außerhalb der Schule); Situation der Kinder und Jugendlichen als ihre «Empfänger»; Vielfalt der Methoden; Verantwortung und Kompetenz der Katecheten.
- II. Grundlegende Kriterien für eine Katechese als Wirksamkeit der Kirche: Inhaltliche Kriterien: Gemeindedimension: Bezug zu den Sakramenten und den verschiedenen Charismen; Platz der Jugend und Verhältnis zu den Erwachsenen in der Kirche.
- III. Optionen und Prioritäten für das Handeln: Stichworte wie «Durch die Gemeinde und für die Gemeinde» oder «Katechese des Evangeliums und gemäß dem Evangelium» geben eine Richtung an, die dann noch näher konkretisiert wird: Die frohe Botschaft für die Armen; die Anpassung an verschiedene Kulturen und die echte christliche Mitverantwortung innerhalb der Kirche.

Das «Arbeitsinstrument», obwohl es *Lorscheider* ein «Schema» nannte, ist nicht als Entwurf für das *Schlußdokument*, sondern als Grundlage für die Diskussion gedacht. Diese selbst, d. h. die einzelnen Interventionen der Bischöfe und Bischofskonferenzen sollten aber der Grundinteilung folgen.

Ein wirkliches Panorama

Mehr als diese Grundeinteilung hier anzugeben, wäre verfrüht. Im Augenblick, da dieser erste Bericht abgeschlossen werden muß (5. Oktober), sind die Interventionen in vollem Gang. Vor allem der erste Teil bietet Gelegenheit zu einem bunten Mosaik über die Vielfalt der Situationen, in denen heute in aller Welt der Glaube an die nächste Generation weitergegeben, von ihr aufgenommen und zu eigener Verwirklichung gebracht wird. Dabei fanden Schilderungen aus dem Ostblock (zwei aus Polen und je eine aus Jugoslawien und der Slowakei) wohl bis anhin am meisten Beachtung. Die Kampfsituation, in der sich hier die Glaubensunterweisung befindet, hat doch ihre besondere Aktualität ob der eben in Belgrad begonnenen Nachfolgeveranstaltung zu Helsinki und der fälligen Diskussion über die Verwirklichung der Religionsfreiheit. Schon jetzt läßt sich sagen, daß aus diesen Voten zur Lage der Katechese auch über die Lage der Kirche ein sehr viel plastischeres «Panorama» entstand als durch den so bezeichneten Bericht. Das erste vom Papst bezeichnete Ziel der Synode – der Austausch von Erfahrungen zwecks besserer Kenntnis der Ortskirchen – wird schon hier ein Stück weit erreicht. Schwieriger wird es sein, das zweite Ziel zu erreichen und Kriterien für ein «gemeinsames Handeln» – soweit dies nötig ist – zu finden. Näheres zum Inhalt ist in den Interventionen, also in 14 Tagen zu hören. Bis dahin mag der Satz genügen, mit dem Kardinal Aloisio Lorscheider die Antworten seiner Kollegen auf die vorbereitende Umfrage unter den Bischofskonferenzen am Schluß seiner «*Relatio*» zusammengefaßt hat. Der eine lateinische, ja fast ciceronianische Satz hat allerdings zwölf Zeilen, und ich muß ihn im Deutschen auflösen (vgl. Kasten). Aber in ihm hat der Brasilianer, so scheint mir, indem er die beiden Worte *prophetisch* und *Weg* unterstrich, doch noch etwas von seinem persönlichen Charisma eingebracht.

Ludwig Kaufmann, z. Z. Rom

Erstes Vatikanum und Unfehlbarkeit

August B. Haslers provokative Thesen zu Pio Nono¹

Das umfangliche Werk des Schweizers *August Hasler* über Pius IX., päpstliche Unfehlbarkeit und 1. Vatikanum, das vor wenigen Wochen in der von G. Denzler herausgegebenen Reihe «Päpste und Papsttum» erschien, hat bald nach seinem Erscheinen Echo in der Tagespresse gefunden. Während der «Spiegel» die Ausführungen über die partielle Unzurechnungsfähigkeit Pius IX.² – mit Fragezeichen bei Hasler, im «Spiegel» schlicht «Krank im Kopf» – herauspickte, stellte *W. Brandmüller* im Rheinischen Merkur vom 2.9.77 die Wissenschaftlichkeit der Publikation in Frage. Für eine Dissertation aus dem Fachbereich Geschichte (Universität München) ist dieses Echo eher erstaunlich. Daß ein Werk im wissenschaftlichen Gewande mit einem stattlichen Verzeichnis von etwa vierzig benützten Archiven staatlicher und kirchlicher Provenienz, einer imponierenden Literaturliste auf 33 Seiten und einem ausführlichen, sauber gearbeiteten Personen- und Ortsregister diese Aufmerksamkeit findet, läßt sich wohl nicht aus seiner Aufmachung erklären. Auch nicht aus seiner wohlthuend klaren Sprache. Viel eher hängt es mit seinen inhaltlichen Aussagen, genauer, den aufregenden Thesen zusammen, die hier aufgestellt werden.

Aufregend ist tatsächlich einiges, was hier als Ergebnis einer achtjährigen Forschung präsentiert wird. Das 1. Vatikanische Konzil, ein vom Papst nach allen Regeln römischer Künste manipulierter Konvent, der kuriale Machtapparat exklusiv im Dienst der Unfehlbarkeitsideologie, die Bischöfe unter freiheitsberaubendem physischem und moralischem Druck, der Papst unter dem Einfluß seiner Epilepsie fanatischer, aber zum Teil unzurechnungsfähiger Draufgänger und Psychopath, die Unfehlbarkeitslehre als Musterbeispiel der Durchsetzung einer Ideologie und als Schlußfolgerung radikale Infragestellung der Freiheit des Konzils. War das Konzil aber nicht frei, so ist auch die Gültigkeit seiner Beschlüsse dahin. Unfehlbarkeit und päpstlicher Jurisdiktionsprimat entfallen als Hemmnisse des ökumenischen Gesprächs. Der «gigantische Unfall», von dem *H. U. v. Balthasar* in den «Klarstellungen» im Blick auf die Dogmen des 1. Vatikanums sprach – übrigens einer der wenigen katholischen Theologen, die im Buch belobigt werden –, ist hier am Tatort radikal behoben.

Das sind aufregende Schlußfolgerungen. Sie stützen sich nicht auf frischfröhliche Behauptungen, sondern sind in einer luxuriösen Vielfalt von Anmerkungen, nach dem Übersoll fleißiger Dissertationen, belegt. Auch Pikanerien aus der römischen Gerüchteküche fehlen nicht. Die längst bekannte, aber nach Hasler in ihren theologischen Auswirkungen offensichtlich unterschätzte Epilepsie Pius IX. wird hier durch Gutachten von zwei Medizinerinnen erhärtet, Kardinal Guidi, vorwiegend aus Klatschbriefen eines gewesenen päpstlichen Kammerherrn als unehelicher Sohn Pius IX. verdächtigt, seine Auseinandersetzung mit dem Papst, in dem dieser den Satz aussprach, «La tradizione sono io», zu einem Vater-Sohn-Konflikt frisirt.

Hasler und die früheren Kirchenhistoriker

Wie läßt sich erklären, daß die Geschichtsforschung, insbesondere die katholische, die an der Erforschung des 1. Vatikanums primäres Interesse hatte, sich bisher diesen Einsichten verschloß? Die Erklärung dafür ist simpel. Die katholische

Geschichtsschreibung hat die massiven manipulativen Prozesse, denen das 1. Vatikanum ausgesetzt war, entweder aus bewußt berechneter oder unbewußter Komplizität verharmlost. Diese Anschuldigung trifft nicht nur Leute wie den offiziellen Konzilshistoriker und Jesuiten *Theodor Granderath*, sondern auch Leute, die sich bislang noch nicht rühmen können, römisches Gnadenbrot gegessen zu haben, wie den Löwener Professor *Roger Aubert*. Der katholische Kirchenhistoriker steht nämlich unter Beweiszwang: weil die Kirche Glaubensgehorsam gegenüber den vatikanischen Dekreten verlangt und das 1. Vatikanum zu einem ökumenischen Konzil erklärt, kann kein Katholik mehr die Freiheit des Konzils in Frage stellen (S. 171). Katholische Kirchenhistoriker haben deshalb Theologen wie *Hans Küng* in bezug auf den wahren historischen Sachverhalt des Konzils in die Irre geführt (S. 171). Der gleiche Küng wird indes mit Tadel bedacht, weil er mit seiner Infragestellung unfehlbarer Sätze die Meinung des 1. Vatikanums keineswegs wiedergegeben und die ganze Diskussion verwirrt habe (S. 537).

Kann man nun daraus schließen, erst ein in die heitere Stratosphäre ideologiefreier Betrachtung entrückter August Hasler habe als erster das Defizit römisch-katholischer Geschichtsschreibung entdeckt? Eine solche Annahme trifft nicht zu. Bereits das erste seriöse Geschichtswerk, das das 1. Vatikanum behandelte, die dreibändige Kirchengeschichte des Altkatholiken *Johannes Friedrich* (1877–87), hat fast alle Kritiken Haslers vorweggenommen: von der planenden Strategie Roms über die parteiischen Eingriffe des Papstes und der Konzilskongregationen bis hin zu den Klagen über unzulängliche theologische Beweisführung und die mangelhafte Freiheit und Ökumenizität des Konzils. Es ist schade, daß Hasler dieser Vorläuferschaft nur am Rande gedacht hat und den Eindruck erweckt, als ob er als erster Fragen aufwirft, die vor ihm niemand gestellt habe. Daß *Granderath* aus privilegierter Quellsituation einen *Gegen-Friedrich* schrieb (1903–1906) und die Auseinandersetzung mit *Friedrich* umging, ist ebenso unbestritten wie die Tatsache, daß die katholische Geschichtsschreibung zumindest seit *Butler-Lang* (1933) sich aus dem Bann jenes Freund-Feind-Schemas löste. Die jüngste Gesamtdarstellung von *Aubert* aus dem Jahre 1965 bringt eine Fülle von neuen soziologischen, politischen und theologischen Gesichtspunkten, die die Auffassungen *Granderaths* kritisch revidieren und korrigieren. Es ist auch der Anregung von *Aubert* zu verdanken, daß seit gut fünfzehn Jahren eine Vielzahl von Sekundärquellen am Konzil beteiligter Bischöfe oder Zeitgenossen veröffentlicht wurden. Statt pauschale Verdächtigungen aufzustellen, hätte es der Redlichkeit des Historikers geziemt, diese Beiträge, ob von altkatholischer oder von römisch-katholischer Seite, historiographisch zu würdigen und zu werten. So wäre eindeutiger festzustellen, wo die Schwächen der Vorläufer von *Friedrich* über *Granderath* bis zu *Aubert* liegen und was die Arbeit Haslers an neuen Ergebnissen erbringt.

Konzilsgeschehen auf die «Unfehlbarkeit» eingeengt

Indessen hat der Verfasser es vorgezogen, in systematisch punktueller Einengung auf päpstliche Unfehlbarkeit das Konzilsgeschehen neu aufzurollen, gleichzeitig aber die Argumentation des Konzils zu dieser Frage zur Diskussion zu stellen. Während diese Einengung eine Zielstrebigkeit in Ereignisse hineininterpretiert, für die nicht unbedingt römischer Herrschaftswille und päpstlicher Alleingang verantwortlich sind, ist der theologiegeschichtliche Horizont der Entwicklung der Lehre der Unfehlbarkeit zu eng gezogen und zu pedantisch auf die damals

¹ August Bernhard Hasler: «Pius IX. (1846–1878), päpstliche Unfehlbarkeit und I. Vatikanisches Konzil – Dogmatisierung und Durchsetzung einer Ideologie». I. und II. Halbband. Anton Hiersemann Verlag, Stuttgart; 632 Seiten; 300 DM.

² Nr. 38 (1977), S. 61–63.

nicht nur in Rom grassierende Unzulänglichkeit im Gebrauch der Geschichte bezogen. Bereits die hermeneutisch nicht abgesicherte Benützung gedruckter und ungedruckter Quellen ist zu beanstanden. Zwar wird gesagt: «Eine prinzipielle Abwertung antikultrantischer Quellen setzt sich ebenso der Gefahr der Parteilichkeit aus wie ihre unkritische Benützung.» (S. 8). Dieses Prinzip wird leider nicht durchgehalten. Es entsteht der Eindruck, daß für Rom negative Aussagen mit monomaner Vorliebe eingesammelt werden, während andere Erklärungsmöglichkeiten römischer Demarchen nicht in Betracht gezogen werden. Hier ist nicht nur auf den unterschiedlichen Rang einzelner Quellen wie z. B. der Gesandtschaftsdepeschen, der Briefe und Tagebücher von Bischöfen hinzuweisen, sondern auf die Täuschung, die sich aus dem naiven Bestreben ergibt, die Quellen selber ungeschützt reden zu lassen. Zumindest seit Johannes Janssens «Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters» (1878–94) hat das auf katholischer Seite zu einem falschen Triumphalismus geführt, der einem hier mit umgekehrtem Vorzeichen begegnet. Die Depeschen des preussischen und des englischen Gesandten z. B., die für die geistliche Aufgabe des Papsttums kein oder nur wenig Verständnis hatten und den römischen Katholizismus herzlich verachteten, werden ohne kritischen Vorbehalt herangezogen, Stimmungsäußerungen von Bischöfen, römischer Tratsch und klerikale *médiance*, die in einer solchen Versammlung hohe Blüten treibt, kaum auseinandergehalten. Bischof *Dupanloup* wird auf jeden Stoßseuffer seines Tagebuches festgelegt, obwohl der kryptische Charakter der Notizen dieses emotionellen Romanen – die Romanen kommen sonst im Buch schlecht weg und werden mit dem Vorurteil des Nordländers abgeurteilt – hermeneutische Vorüberlegungen zur Benutzung solcher Aufzeichnungen nahegelegt. Der Gesichtspunkt der schätzungsweise 400 Mitglieder der Majorität, die sich durch die römische Konzilspolitik keineswegs benachteiligt fühlten, sondern munter mitmachten, werden außer *Manning* und *Senestrey* in ihren Motiven kaum gewürdigt, es sei denn in so primitiver Form, daß die Bereitschaft zum Verstehen des anderen Standpunktes vermißt wird. Daß «die Jesuiten» global als Schrittmacher des päpstlichen Absolutismus auftauchen, mag noch als nicht genügend differenzierte Abhängigkeit von gewissen Quellen hingehen, obwohl es einige bedeutende liberale Jesuiten, allerdings ohne Einfluß auf den tonangebenden Kurs der römischen Mitbrüder gab (P. Matignon in Paris, Schriftleiter der *Etudes*, P. Quarella, Ratgeber von Bischof Ketteler, und P. de Buck, Konzilstheologe des Jesuitengenerals Beckx). Daß aber eine so wichtige Frage wie diejenige der Konzilsfreiheit im negativen Sinn entschieden wird, ohne auf andere Konzilien Bezug zu nehmen, grenzt an Leichtsinn. Wenn diejenigen Maßstäbe, die Hasler auf das 1. Vatikanum anwendet, sanktioniert würden, dann war kein Konzil früherer Zeit je frei, da diese wechselnd unter kaiserlichem, päpstlichem oder sonstigem bischöflichem Parteiendruck standen. Es gibt bereits eine Reihe von Artikeln und Büchern, die die Freiheit des 2. Vatikanums bezweifeln und es als einen von Freimaurern und Juden manipulierten Konvent hinstellen: Bald werden sich auch «Historiker» finden, die dies aus Klagen der beim 2. allerdings gelinder als beim 1. Vatikanum behandelten Minorität beweisen. Von der Einschränkung der Freiheit durch Gruppenterror oder innerkirchlich-hierarchische Pressionen bis zu ihrer völligen Aufhebung ist aber ein langer Weg.

Kräftig überspannter Bogen der Deutungen

Die Tendenz des Verfassers, mehr aus Ereignissen und Aussagen herauszuholen, als kritisch-historische Vernunft zuläßt, kurz den Bogen der Deutungen kräftig zu überspannen, wirkt sich in doppelter Hinsicht nachteilig aus. Einmal werden die wirklichen Fragen, die das Buch aufwirft, überdeckt, wenn der Papst und seine Helfershelfer hinter jeder Ecke als diabolische Drahtzieher auftauchen: Man weiß schon, wie es geht. Diese

Erklärungstereotype ist genauso fragwürdig wie das «liebe Jesulein» oder der Hl. Geist, der als Allround-Explikation angeblich hinter allem steckt. Zum zweiten setzt der Verfasser sich der Gefahr aus, selber nicht ernstgenommen zu werden. Die Gutachten der Professoren *Pongartz* und *Matussek*, die in einer Biographie des Papstes ihren Ort gehabt hätten, sind hier fehl am Platz, weil die Epilepsie des Papstes in keinem auch nur indirektem Zusammenhang mit Konzil und Unfehlbarkeit steht. Das beigebrachte Material ist zu dürftig, um eine wirkliche Charakterisierung des Papstes zu ermöglichen. Als «abnorme» Persönlichkeit befindet Pius IX. sich mit anderen psychisch belasteten Männern der Geschichte in guter Gesellschaft: Man denke etwa nur an Luther und die zahlreichen am Theologen Luther vorbeizielenden Deutungsversuche seiner «abnormen» Persönlichkeit von Grisar bis Dalbiez und Erikson. Hingegen gerät der Verfasser in den Verdacht, sogar geheilte Epileptiker zu diskriminieren.

Nur keine Provokation zu kurz-sichtiger Apologetik

Es wäre nun schade, wenn die forcierten Thesen Haslers kontraproduktiv wirkten und eine Auseinandersetzung mit ihnen auf das Niveau einer kurz-sichtigen Apologetik zurückbinden würden. Trotz seiner methodologischen Mängel und seiner manchmal allzu durchsichtigen Tendenz stellt das Buch Richtiges fest und wirft Fragen für Geschichtswissenschaft und Theologie auf. Die Praktiken der Mehrheit auf dem Konzil sind gut geschildert, die Divergenzen zwischen Papst und Kurie stärker als in anderen Darstellungen herausgearbeitet, die problematische Unterwerfungstaktik Roms gegenüber den opponierenden Bischöfen der Minderheit im Ganzen zutreffend dargestellt, der religiös-mystische Fanatismus des Papstkultes und des Amts-Selbstverständnisses Pius IX. in seinen Auswirkungen auf die Dogmatisierung überzeugend nachgezeichnet. Diese Erkenntnisse sind nicht neu; sie finden sich bereits in den Büchern und Aufsätzen jener katholischen Autoren, die Hasler als «verharmlosend» bezeichnet.

Wenn man von altkatholischen Darstellungen absieht, wird die Argumentation über die Unfehlbarkeit hier zum erstenmal ausführlich untersucht; freilich sind starke Vorbehalte gegenüber der Methode anzumelden. Man wird Hasler auch ohne weiteres beipflichten können, daß der Einsatz für die Unfehlbarkeit ideologische Züge besaß. Allerdings wären hier deutlichere Kriterien der Abgrenzung zwischen Theologie und Ideologie zu erfragen, als sie im ideologiekritischen Rückblick des letzten Kapitels geboten werden.

Berechtigtes Anliegen

Zuzustimmen ist Hasler vor allem in seiner Forderung – er ist bei weitem nicht der erste, der sie erhebt –, die Geschichte der Unfehlbarkeit müßte in ihren psychologischen, gesellschaftlichen und kirchenpolitischen Bezügen neu geschrieben werden. Es ist hinzuzufügen, daß sie allerdings in den Kontext der Geschichte des Papsttums gestellt werden müßte. Wenn das Papsttum schon ein derartiger Hemmschuh für die Wiedervereinigung der getrennten Christen ist, wie allenthalben versichert wird, müßte seine Erforschung Priorität erhalten. Dazu müßte aber auch die immer noch schwelende Entfremdung zwischen introvertierter Kirchengeschichte und freischwebendem theologisch-systematischem Denken überwunden werden. Dieser Konflikt hat seine Wurzel nicht in römischen Machenschaften, sondern in der heutigen Handhabung der beiden Disziplinen. Unrealistisch ist freilich das Ansinnen, die Unfehlbarkeit auf das Verständnis der Konzilsmajorität, insbesondere ihrer extremistischen Vertreter, im Konzilsjahr 1870 festzunageln. Den Begriff und die Sache der Rezeption von Konzilsbeschlüssen hält Hasler lediglich für eine geschickte Fiktion, die Kontinuität

der dogmatischen Formel aufrechterhalten zu können (S. 535). Dieser Historismus erinnert fatal an jene Kirchenhistoriker, die unlängst den ökumenischen Dialog von den Positionen des 16. Jahrhunderts – Luther und Trient auch heute als einzige Gesprächspartner – aus geführt sehen wollten. Sie vergaßen, daß Theologie sich weiterentwickelt und eine Verständigung vom heutigen Problemhorizont ausgehen muß. Der Versuch einzelner protestantischer Theologen, die Beschlüsse des 1. Vatikanums in einen akzeptablen Kontext hineinzustellen – z. B. Heinrich Ott 1963 – werden keiner Erwähnung gewürdigt. Das ist seltsam für eine Studie, deren ökumenische Motivation im Vorwort betont wird, allerdings verständlich, wenn der Schluß des Buches schlicht die «*reductio ad absurdum*» des Konzils und seiner Beschlüsse als Forschungsergebnis insinuiert.

Die Minderheit bisher mehr erforscht als die Mehrheit

Vom Standpunkt des Kirchenhistorikers, der sich mit dem 1. Vatikanum befaßt hat, sei zuletzt noch ein Wunsch ausgesprochen. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat sich stärker der Konzilsminorität als der «*siegreichen*» Majorität zugewandt. Nicht nur das Interesse am Unterlegenen hat dabei mitgespielt, sondern die interessanteren Persönlichkeiten und die bessere theologische Argumentation sind hier zu finden. Die Analyse der Motive der Infallibilisten ist darüber zu kurz gekommen. Nicht nur das Ausmaß römischer Indoktrinierungsstrategie, dem Hasler so viel Gewicht beimißt, könnte so besser bestimmt werden, sondern welche von Roms Einwirken unabhängige Mechanismen, Gruppenprozesse und Reflexe so viele Bischöfe bewogen, der Mehrung römischer Prärogativen zuzustimmen. Die Manipulierbarkeit durch Rom setzt «*consenting adults*» voraus, Ortskirchen und Bischöfe, die sich von einem stärkeren unfehlbaren Rom Vorteile effizienterer Seelsorge im weiteren Sinne versprachen. Römische Taktik und Propaganda ist relativ leicht zu durchschauen; Hasler beweist das. Die Gründe dieser Anfälligkeit aufzudecken, die Bereitschaft nachzuweisen, auf eigene Rechte zu verzichten, sie nach Rom zu delegieren und Stück um Stück als Privilegien wiederzubekommen, das ist schwieriger. Meine wiederholt vertretene Auffassung, daß viele Bischöfe 1869/70 von sich aus in Kategorien dachten, die auf eine Stärkung der päpstlichen Autorität hinausliefen, unabhängig von flankierenden römischen Maßnahmen, halte ich nicht für widerlegt, auch wenn Hasler darin eine Verharmlosung sieht. Es geht nicht um Verharmlosung oder Vertuschung, sondern um die Feststellung, wo die eigentlichen Probleme im Verhältnis von Rom und Episkopat liegen. Es ist bedauerlich, daß Haslers Entlarvungs- und Bloßstellungstechnik sich auf die oberflächlicheren Aspekte der Probleme beschränkte. Der Vorwurf, den er an Hans Küng richtet, er habe die Diskussion verwirrt – Küng hat immerhin zentrale hermeneutische Fragen aufgegriffen, auch wenn das nicht die Problematik des 1. Vatikanums war –, fällt auf ihn zurück.

Gespannt dürfte man allerdings sein, wie die altkatholische Forschung sich zu diesem Buche stellt. Auf weite Strecken liest es sich wie eine Rehabilitation ihrer Theologen zur Zeit des 1. Vatikanums. Die ernsthafte Auseinandersetzung mit ihren Fragen um Unfehlbarkeit und Primat ist weder in der Zeit nach 1870 noch auf dem 2. Vatikanum zustande gekommen. Wenn es gelingt, Diskussion und Verständigung über diese Problemkomplexe neu zu beleben, so kommt Haslers provokativen Thesen eine heilsame Funktion zu. *Victor Konzemius, Luzern*

Unser Autor ist Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät in Luzern, er wird in der *Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte* eine eingehendere Diskussion des hier besprochenen Werkes veröffentlichen.

Wie krank war Papst Pius IX.?

Zur Frage nach Natur und Dauer der Krankheit (Epilepsie?) Pius' IX. haben wir, von Professor Konzemius ermuntert, in Rom noch eigens einen Spezialisten der Geschichte dieses Pontifikats befragt.

Prof. Giacomo Martina, der seine geistige Unabhängigkeit als Historiker auch gegenüber den Päpsten der jüngsten Vergangenheit, ja selbst gegenüber dem laufenden Pontifikat unter Beweis gestellt hat¹, ist der Herausgeber der erweiterten italienischen Ausgabe des Werkes von *Aubert*, das deshalb in der Fachliteratur z. B. Handbuch der Kirchengeschichte) heute nach der 2. italienischen Auflage = *Aubert-Martina* zitiert wird. Ferner setzt er das auf mehrere Bände angelegte Werk von *Alberto Serafini* über Pius IX. fort, von dem der 1962 verstorbene Autor nur Band I über die Zeit von 1792–1846 veröffentlichten konnte.² Dieser Band I nun enthält eine sehr breit angelegte Darstellung der Jugend des späteren «*Pio Nono*», damals *Giovanni Mastai Ferretti*, und trotz der mangelnden Kraft zur Synthese und der Verwechslung von Nebensächlichem mit Hauptsächlichem, die man dem Autor Serafini vorwerfen kann, liefert er doch exakte Informationen. Zur Frage der Epilepsie äußert er sich auf den Seiten 10 und 182.

Nervöse Störungen in der Jugend

Sicher ist, daß der junge Mastai an «*nervösen Störungen*» litt. Aus diesem Grunde bedurfte er, um zur Priesterweihe zugelassen zu werden, einer Dispens, und da die Störungen mindestens den Anschein von Epilepsie erweckten, wurde die Erlaubnis zur Feier des Messopfers an die Bedingung geknüpft, daß ein zweiter Priester dabei assistiere. Die Störungen hörten aber ab 1821 auf, und so wurde das zur Weihe (1819) ausgestellte Indult mit der genannten Verpflichtung nicht mehr erneuert.

Welcher Art waren nun die Störungen? Nach Ansicht Serafinis waren sie nicht epileptischer Art, vielmehr führt er sie – allerdings ohne jeden Beweis – auf eine sexuelle Verdrängung zurück, die ihrerseits aus einem allzuraschen jugendlichen Wachstum zu erklären sei. Ein Merkmal der Epilepsie, das allerdings in die Kompetenz der Ärzte fällt, wäre noch zu beachten: Eine Heilung erscheint äußerst schwierig. Mastai aber wurde seine Störungen los, was somit eher gegen Epilepsie spricht.

Schlußfolgerung

Mastai hatte in der Jugend heftige nervöse Störungen, deren Natur nicht abgeklärt ist. Sie ließen aber ihre Spuren zurück, die sich in Reizbarkeit und heftigen Gemütsbewegungen äußerten. Nur schwer läßt sich behaupten, daß es sich um wirkliche und eigentliche Epilepsie gehandelt hätte, und noch viel schwieriger wäre die Annahme, daß die ganze Bewegung der Ultramontanen in der Epilepsie des Mastai – *Pio Nono* ihre Ursache fände, wie Spiegelleser meinen könnten.

Soweit Martina. Fügen wir noch hinzu, daß die Öffnung der vatikanischen Archive über das Pontifikat Pius' IX. im Jahre 1967 erfolgte. Serafinis Band I erschien vorher, während Martina sowohl für seine Überarbeitung von *Aubert* (1970), wie für seine Fortsetzung von Serafini bereits davon profitieren konnte. Das gleiche gilt für die bedeutende Arbeit von Klaus Schatz SJ, auf die hier noch verwiesen sei: Kirchliche und päpstliche Unfehlbarkeit bei den deutschsprachigen Minoritätsbischöfen auf dem I. Vatikanum (Pont. univ. gregoriana, Misc. Nr. 40, 1975, 529 S.).

¹ Vgl. ORIENTIERUNG 1976, S. 124.

² A. Serafini, *Pio IX.*, I, 1792–1846, Città del Vaticano, 1958. Als Band II erschien von G. Martina: *Pio IX.*, 1846–1852, in der *Miscellanea Historiae Pontificiae* (Nr. 38), Roma, Pont. univ. gregoriana 1974, 570 S.

Keine Tabus – aber auch kein Geschmack

Zu Günter Grass' Roman «Der Butt»

Es wird gekocht in diesem Roman, fortwährend. Das zischt aus Töpfen, brodeln in Kesseln, dampft aus Pfannen, aber nicht alles, was der Autor anrichtet, ist gar. Manches ist schwer-, anderes unverdaulich.

Daß Günter Grass auf den genau dreihundertfünfzig Blättern seines Buches kein Blatt vor den Mund nimmt, ist sein gutes Recht als Schriftsteller. Daß er von diesem Recht partout Gebrauch macht, schadet dem Roman. Ein Beispiel? Ilsebill, die Frau des Ich-Erzählers, entschließt sich zum Kaiserschnitt. «Ich sah das, weil Väter das sehen sollen. (...) Außerdem sah ich noch, wie gelb, ähnlich Hühnerfett, Ilsebills Bauchfett ist. Ich hätte mir damit, weil ein Stück abfiel, zwei Spiegeleier braten können.»

Tabus kennt Grass keine; man ist das von ihm gewohnt. Im «Butt» wird eine steinzeitliche «Urmutter» nach ihrem Tod mit Waldpilzen und Wacholderbeeren gefüllt, gebraten, verzehrt; da fällt ein Kind in den «großen, den Hausstand nährenden Kessel», ohne die «Inbrunst der (betenden) Mutter auch nur ein Gegrüßteistdumaria lang zu beirren»; da wird «aus dem Kot das Kommende gelesen» (was auch nicht neu ist in der deutschen Literatur, wie Marcel Reich-Ranicki behauptet; das kennen wir schon aus Heinrich Bölls «Gruppenbild mit Dame»). Weil Grass geradezu krampfhaft versucht, Boccaccio, Rabelais und Grimmelshausen zu übertreffen, bleibt er weit hinter ihnen zurück.

«Ich, das bin ich jederzeit»

«Ich, das bin ich jederzeit», gesteht der Verfasser zu Beginn des Romans. Ich – das ist der Erzähler, der seiner Frau Ilsebill eine Geschichte (oder besser: Geschichten) berichtet, die er während viertausend Jahren selbst erlebt hat. An der Stelle, wo später Grass' Geburtsstadt Danzig stehen wird, geht dem Fischer Edek gegen Ende des Neolithikums («rund zweitausend Jahre vor der Fleischwerdung des Herrn») ein Butt an die Angel; nichts Außergewöhnliches, wenn der Fisch nicht sprechen könnte. Zu der Zeit herrschen noch die Frauen, und weil der Butt verspricht, fortan die Männer zu beraten, wird er freigelassen.

«Ich» läßt noch im ersten Romankapitel die Steinzeit hinter sich und hat in jeder folgenden Epoche einen oder gar mehrere Auftritte gleichzeitig, wobei die ständigen Konsultationen des Butts Wirkung zeigen: die Männersache siegt über das Mutterrecht, doch die Welt bleibt nach wie vor verfahren, so daß der Butt zu Beginn unseres Jahrzehnts beschließt, die Frauensache zu vertreten. Ob der Weltenlauf eine Wendung nehmen wird, bleibt offen; Grass schaut zurück, aber er wagt keine Prognosen.

Der allwissende «Ich, das bin ich jederzeit» ist während der Völkerwanderung drei Tagesreisen mit von der Partie. Im zehnten Jahrhundert taucht er als Schäfer und, Klassenunterschiede überspringend, gleichzeitig als Bischof Adalbert von Prag auf. Drei Jahrhunderte später zeugt er der seligen Dorothea von Montau neun Kinder; versucht darauf als entsprungener Franziskanermönch, Bürgermeister, lutherischer Prediger und katholischer Abt sein Glück; greift während des Dreißigjährigen Krieges zu Pinsel und Feder, indem er mit seinem «Ich» den Danziger Stadtmaler Möller und den Dichter Opitz besetzt; erlebt als Veteran im Siebenjährigen Krieg die Einführung der Kartoffel in Preußen; schlüpft um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in die Rolle eines revolutionären Gymnasiasten, eines Pastors und eines französischen Gouverneurs der Republik Danzig; arbeitet dort später als Ankerschmied und erzählt als Gegenwartsschriftsteller seiner Frau Ilsebill seine – weiß Grass! – reichlich turbulente Vergangenheit.

Erzählendes Kochbuch

Immer sind es Köchinnen, denen der Erzähler die Jahrtausende hindurch anhängt, die ihn «bekochen» und mit denen er lauter Töchter zeugt.

Während der matriarchalischen Steinzeit läßt er sich von der dreibrüstigen Aua, Priesterin und Köchin zugleich, bemuttern, an deren Stelle Jahrhunderte später die eisenzeitliche Wigga tritt. Mestwina, die das «Heidnische mit dem Christlichen so lange verkochte, bis es katholisch wurde», macht ihn, jetzt Bischof Adalbert, mit einem «gußeisernen Löffel» zum Märtyrer. Die selige (vom Roman-«Ich» beharrlich «heilig» und «hochgotisch» benannte) Dorothea von Montau kocht ihm «Buß-, Reu- und Fastensuppen». Die Äbtissin Margarete Rusch mit den «Ausmaßen der Hauptkirche Sankt Marien» baut, trotz inzwischen längst eingetretener Männerwirtschaft, die «Klosterküche als Machtzentrum» aus. Für den Maler Möller und den Dichter Opitz sorgt Agnes Kurbiella mit Schonkost, während die Gesindeköchin Amanda Woyke in Preußen den Hunger mit ihrer sagenhaften Kartoffelsuppe bekämpft. Die Köchin Sophie Rotzoll singt revolutionäre Lieder und weiß Pilze politisch wirksam zu servieren, was dem «Ich», zurzeit französischer Gouverneur in Danzig, beinahe das Leben kostet. Lina Stuppe schließlich, die in Volksküchen Suppe ausschenkt, will «mit dem Kopf auch den Gaumen aufklären», weshalb sie, lange bevor sie 1942 im KZ Stutthof erschlagen wird, ein «Proletarisches Kochbuch» verfaßt, zu dem der selbstbewußte August Bebel leider sein Vorwort verweigert.

Was Grass da aus der Küche plaudert, ist gleichzeitig eine verkürzte Geschichte der Ernährung vom Neolithikum bis zur Gegenwart. Jede Epoche hat ihre Köchinnen, und von denen besitzt jede ihre Rezepte. «Bevor ich mal alt bin, will ich ein erzählendes Kochbuch schreiben», nahm sich Grass im «Tagebuch einer Schnecke» (1972) vor; mit dem «Butt» hat er sein Wort eingelöst.

Skeptisch gegenüber der Frauenbewegung

Natürlich fragt sich der Leser, warum denn so listenreiche oder politisch bewußte Köchinnen wie Margarete Rusch oder Lena Stubbe der Frauensache nicht weiter vorwärtshalfen. Nun, hier hat eben der Butt als Berater der Männer seine Flossen im Spiel.

Es handelt sich um jenen Fisch, von dem das «frauenfeindliche» Märchen «Von dem Fischer un syner Fru» berichtet, welches der Maler Philipp Otto Runge in Plattdeutsch aufgeschrieben und den Brüdern Grimm für ihre Sammlung zur Verfügung gestellt hat.

Dieser Butt, der «die Männersache seit langem satt hat», kündigt schließlich seinen Beratervertrag auf, weil er glaubt, «sich ein wenig um die Ilsebills kümmern zu müssen». Von drei gelangweilten Damen, Lesbierinnen, welche der Frauenbewegung angehören und «Manzibücher» lesen, läßt er sich erneut fangen; es wird ihm von einem feministischen Tribunal ein ziemlich langer Prozeß gemacht. Damit gerät die Vergangenheit in direkten Bezug zur Gegenwart: die neun Beisitzerinnen und Juristinnen des «Feminals» beweisen dem Butt, gestützt auf die Biographien der neun Köchinnen, daß er mit seiner jahrtausendlang betriebenen Männerberatung die systematische Ausbeutung der Frauen gefördert und unterstützt hat.

Fortan also Frauenherrschaft nach Männerart? In einem ZEIT-Interview antwortet Grass auf die Frage, ob er ein emanzipatorisches Buch geschrieben habe: «Es ist die Skepsis einer Emanzipation der Frauen gegenüber, die sich an männlichen Leitbildern orientiert, die eigentlich nur gleichziehen will.

Ich glaube, es wäre weder den Frauen noch den Männern, noch ihrem Verhältnis zueinander geholfen, wenn sich das männliche Macht- und Moralverhältnis durch eine – in diesem Sinn – erfolgreiche weibliche Emanzipation noch verstärken würde.»

Sexualität als Religion?

Daß im «Butt» auch die Religion und der Katholizismus zur Sprache kommen, vermag keinen Kenner von Grass' früheren Romanen zu überraschen. Jene Angriffe, welche in der «Blechtrommel» (1959) trafen und sich von der Gesamtkonzeption des Romans her zu einem gewissen Teil rechtfertigen ließen, tauchten in «Hundejahre» (1963) als müde Wiederholung erneut auf; im «erzählenden Kochbuch» nun wird die gleiche Suppe zum drittenmal vorgesetzt, die jedoch durch das wiederholte Aufwärmen recht fade geworden ist.

In der «Blechtrommel» hatte es von Oskars Mutter geheißt, «die süße Mühsal eines ehebrecherischen Frauenlebens» machte sie «fromm und lüstern nach Sakramenten». Was dort psychologisch glaubhaft erscheint, wird nun zur These erhärtet, an der Grass sich ärger festgebissen hat als sein Butt an der Angel: Religion als schlecht kaschierte, bestenfalls sublimierte Sexualität. Als Musterbeispiel führt der Ich-Erzähler die «hochgotische», der Magie und Hexerei verdächtige Dorothea von Monttau an, die mal nach Aachen, mal in das «Schweizer Kaff Einsiedeln» Pilgerfahrten unternimmt; die «das hohe Prinzip Jesu zum Lustprinzip umdeutet»; der man vorwirft, «mehrmals heillose Unzucht mit einer holzgeschnitzten Jesusfigur getrieben» zu haben.

Natürlich tönt das (von Grass bis zum Überdruß wiederholte) Wort vom «süßen Jesus» in unseren Ohren befremdlich, wenn man mittelalterliche Frömmigkeit nach *heutigem* Empfinden beurteilt. Aber normalerweise wird ja auch niemand eine alte Chronik mit dem Rotstift bearbeiten, weil Orthographie und Interpunktionen nicht der letzten Duden-Ausgabe entsprechen. Solcher Taschenspielertricks aber bedient sich der Erzähler Grass skrupellos.

Hin und wieder gelingt es ihm, ein vermeintliches Tabu zu durchbrechen, etwa wenn er die «Bettmessen» jener Margarete Rusch beschreibt, die ein Nonnenkloster zum regelrechten Bordell umwandelt und gleichzeitig «gegenreformatorische Kuttel- und Fischsuppen» kocht. Prinzipiell wird man dem Schriftsteller das Recht auf die Darstellung des Obszönen nicht absprechen dürfen. Daß solchen Schilderungen innerhalb des Romanges ein wichtiger funktionaler Charakter zukommen kann, hat Grass in der «Blechtrommel» bewiesen.

«Der Butt» indessen hätte nur gewonnen, wenn Grass in dieser Hinsicht etwas zurückhaltender gewesen wäre. In einer Zeit, die keine sexuellen Tabus mehr kennt, versucht Grass dadurch Effekt zu erzielen, daß er Sexualität mit Religion verbindet. Dabei übersieht er aber, daß es sich hier wohl um ein persönliches Problem, nicht aber um jenes seiner Leser handelt; das bringt ihn um die beabsichtigte Wirkung. Die in seinem Roman enthaltenen blasphemischen Schilderungen sind nicht so sehr eine Sache der Moral, als vielmehr eine Frage des guten Geschmacks. Der aber fehlt dem Ich-Erzähler. Seine Ilsebill urteilt kategorisch: «Vulgär». Und die Anklägerin im Butt-Prozeß hält ihm entgegen: «Eine Geschmacklosigkeit! Das sage sie als Atheistin, nicht etwa, weil sie sich scheue, irgendwelche religiösen Gefühle zu verletzen.»

Im übrigen unterstellt Grass bloß, daß Religion eine Form der Sexualität sei. Aber dafür liefert er nicht nur keinen Beweis, sondern macht sein sexuelles Leistungsdenken, das immer wieder mal durchbricht, geradezu zu einer neuen Art von Religion.

Aufschlußreich in dieser Hinsicht ist nicht zuletzt seine Terminologie, etwa wenn er einen künstlichen Phallus als «Sakrament» und eine Vergewaltigung als «Kommunion» bezeichnet. Da ist wohl Bedauern oder gar Bestürzung am Platz, nicht über

die billigen Gags – ein paar Lacher werden sich schon finden, obwohl's zum Heulen ist –, sondern darüber, daß ein Erzähler vom Format eines Günter Grass eine plötzlich fehlende Einfallskraft durch Trivialisierung zu verschleiern versucht. Vielleicht ein Resultat jener «Gegenwartsmüdigkeit», die er seiner Ilsebill klagt?

«Noch immer bin ich katholisch genug.»

An Grass' Haltung gegenüber dem Katholizismus hat sich seit der «Blechtrommel» nichts geändert. Dort bekennt der Protagonist Oskar/Grass: «Ich gebe zu, daß die Fliesen in katholischen Kirchen, daß der Geruch einer katholischen Kirche, daß mich der ganze Katholizismus heute noch unerklärlicherweise wie, nun, wie ein rothaariges Mädchen fesselt, obgleich ich rote Haare umfärben möchte und der Katholizismus mir Lästerungen eingibt, die immer wieder verraten, daß ich, wenn auch vergeblich, dennoch unabänderlich katholisch getauft bin.»

Trotz seines (wegen der Haltung der deutschen Bischöfe in der Abtreibungsdebatte) inzwischen vollzogenen Kirchenaustritts behauptet Grass in seinem neuen Roman: «Noch immer bin ich katholisch genug, um von der zeitaufhebenden Kraft der alleinseigmachenden Kirche zu erschauern. Ich weiß, daß der Glaube, so finster er irrt, die Funzel der Vernunft überstrahlt.» Der Katholizismus wird mit «umfassender und engeföhrter Frömmigkeit» gleichgesetzt; die christliche Religion gründet nun mal – worauf wohl? – «auf Fastenzeit und Fresserei im Wechselspiel».

Das tönt nun doch sehr allgemein: Phrasen. Man könnte meinen, im innerdeutschen Katholizismus (an den auch Böll und Rinser seinerzeit Gewissensfragen richteten) habe sich überhaupt nichts geändert seit der Zeit, da Oskar Matzerath die Trommel rührte – das sind fast zwei Jahrzehnte her. Grass macht sich die Auseinandersetzung doch etwas zu leicht: erst baut er sich einen Pappkameraden auf und haut dann kräftig auf ihn ein.

Irgendwie mutet es ja auch sonderbar an: da bedient sich einer eben jener *sprüchwörtlichen* katholischen Hartnäckigkeit, die heute nur noch einigen Randgruppen eigen ist, um Glaube, Christentum und Katholizismus zu diskreditieren. Da werden Argumente an ziemlich langen Haaren herbeigezogen, die durch Konzil und Synoden gegenstandslos geworden sind. Dem Katholizismus haben Kontroversen stets genützt – vorausgesetzt, die Gegner waren informiert. Was aber sollen wir jemandem antworten, der steif und fest behauptet, der Mond sei grün?

Das Theodizeeproblem

Nicht nur mit der Kirche, auch mit Gott kommen Grass' Gestalten nicht zurecht. Wobei wiederum frühere Werke als Vorlage dienen. In «Hundejahre» ist es der Protagonist Walter Matern, «der immerzu Gott sucht und allenfalls Exkremente findet». Im «Butt» rätioniert der Autor persönlich: «Mein Abfall, mir näher als Gott oder du.»

Dazwischen gestattet Grass dem Leser einen Blick in den Himmel: «Als Amanda Woyke (die Gesindeköchin, der drei Kinder weggehungert sind) gestorben war, nahm sie nur ihre Brille mit und suchte überall im Himmel Liebgottchen. Der hatte sich versteckt, weil er Angst vor Amanda hatte, die mit ihm abrechnen wollte wegen fehlender Gerechtigkeit, denn er war kein Liebgottchen, und womöglich gab es den gar nicht.» Nach Ernst Wiechert («Das einfache Leben»), Wolfgang Borchert («Draußen vor der Tür») und Albert Camus («Der Mensch in der Revolte»; «Die Pest»), ja bereits und vor allem nach Dostojewskis «Die Brüder Karamasow» wirken solche Passagen schon nicht mehr peinlich, sondern leicht infantil. Grass referiert über das Theodizeeproblem, als hätte Thomas nie gelehrt, daß Gott immer nur als das unfaßliche Geheimnis erfaßt und erkannt werden kann; als hätte Tucholsky nie gefragt «Wer ist

das eigentlich - Gott?»; als sei Gott nicht für die Theologie selbst die Grundfrage, auf die sich alle anderen Fragen zurückführen. Der Schwank als literarische Form vermag Gottes Gerechtigkeit nun einmal nicht gerecht zu werden.

Beim Leser hinterläßt «Der Butt» einen zwiespältigen Eindruck. Einerseits enthält er Partien, in welchen Grass sich als Erzähler von Format ausweist; die Begegnung zwischen dem Dichter Opitz und dem Stadtmaler Möller oder das Kapitel «Vatertag» wären hier zu nennen. Andererseits macht sich über weite Strecken hin ein «Sprachverschleiß» (so Grass selbst im erwähnten Interview) bemerkbar: der Erzähler redet daher, ohne etwas zu sagen. Vom Stoff her wird man dem Autor bescheinigen: Er hat ein Stück Weltgeschichte geschrieben. Vom Gehalt her wird man einschränken müssen: keine Weltliteratur.

Josef Imbach, Rom

Die dritte Generation

Vierzigjährig (in diesem Herbst), umfaßt die «Orientierung» auf jeden Fall bereits zwei Lesergenerationen. Die erste wurzelt in der Zeit, die kirchengeschichtlich ungefähr mit dem Pontifikat Pius' XII. (1939-1958) zusammenfällt. Die zweite sproßte in den Jahren nach dem Amtsantritt Johannes' XXIII. und der Ankündigung des Konzils. Neben dem schweizerischen «Stamm» schoß plötzlich der zunächst zarte Auslandszweig in die Höhe. Er entfaltete sich zu einem zweiten, beträchtlich größeren «Baum», dessen weitausladende Krone heute von einem starken Ast in Deutschland und einem zweiten in Österreich getragen wird und bis in hundert ferne Länder reicht. Diese zweite Lesergeneration fühlte sich getragen vom Erlebnis einer sich erneuernden Kirche. Als in den Jahren nach dem Konzil das allgemeine Interesse an diesem Phänomen abnahm, trugen viele immer wieder das Anliegen an die «Orientierung» heran, daß mindestens die Hoffnung durchgehalten werde. Neue Anstöße zur geistigen Verjüngung wurden dabei aus den «unverbrauchten» Kirchen der Dritten Welt erwartet.

Mittlerweile ist eine dritte Generation herangewachsen. Einen Aufbruch wie das Konzil hat sie nicht erlebt, und was damals «errungen» wurde, gilt ihr heute als selbstverständlich. Den Impuls zur Gestaltung des Christlichen findet sie in der unmittelbaren Erfahrung. Richtet sich unsere «Orientierung» auch an diese Generation?



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager,
Karl Weber, Jakob David, Albert Ebner, Mario v.
Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin
Anschrift von Redaktion und Administration:
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Ø (01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto
Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Nr. 29 290004

Abonnementspreise 1977:

Schweiz: Fr. 29.- / Halbjahr Fr. 16.- / Studenten
Fr. 20.-

Deutschland: DM 31.- / Halbjahr DM 16.- / Studenten
DM 22.-

Österreich: öS 210.- / Halbjahr öS 120.- / Studenten
öS 140.-

Übrige Länder: sFr. 29.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr./DM 35.- (Der Mehrbetrag
wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit be-
hindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr./DM 1.70 / öS 12.- plus Porto

AZ

8002 Zürich Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

212

Diese Frage zu bejahen, dürfen wir uns nicht zu leicht machen. Insofern nämlich die Erfahrung heute in einem direkten Engagement gesucht wird, zeigt sich die «Orientierung» in gewissem Sinn zurückhaltend: Sie enthält weder weitausgreifende Pläne noch bündige Rezepte für kollektives oder individuelles Handeln, sie lehnt sich bei ihrem «Zielpublikum» an keine bestimmte Organisation an, und die politischen Tagesfragen in ihrer je deutschen, österreichischen oder schweizerischen Konkretisierung stehen bei ihr selten zur Diskussion. Das hängt, abgesehen vom Halbmonatsrhythmus des Erscheinens, am heute internationalen Charakter der Zeitschrift. Andererseits hat uns erst neulich eine überaus aktive deutsche Politikerin vorgeworfen, wir seien in ihren Kreisen viel zu wenig bekannt: gerade solche «Orientierung» täte den im Tagesgeschehen Engagierten not. Eine Durchsicht der Belege von Abdrucken im letzten Jahrfünft ergibt zudem den Befund, daß wir ebenso wie in theologischen Sammelbänden und «Digests» (von Spanien bis Japan) auch in Arbeitsheften für Gesprächskreise, Familiengruppen, Junge Gemeinde, Studenten, Entwicklungshelfer und junge Missionare «weitergereicht» werden. Ja selbst in Berufs- und Werkzeugzeitungen stößt man gelegentlich auf den Vermerk «aus «Orientierung» oder (ohne Anführungszeichen) «In der Orientierung» - als ob jedermann uns unter diesem Namen kennen müßte. Also findet man bei uns doch die nötige Nähe zur «Welt der Erfahrung». Sie liegt uns in der Tat am Herzen. Selbst dort, wo wir über Literatur berichten, wollen wir nicht selber «Literatur» werden. Es freut uns, wenn Leser entdecken, «daß auch bei theoretisch scheinenden Artikeln im Grunde Orientierungshilfen für ganz zeitnahe, praktische Fragen»¹ geboten werden.

Die Bemerkung stammt aus einem der genannten Arbeitshefte. Bezugnehmend auf unseren Untertitel wird betont, daß in der «Orientierung» der «Schwerpunkt bei der weltanschaulichen Information» liegt, daß aber «weltanschaulich nicht bedeute: hoch über den Dingen schwebend, überzeitlich». Tatsächlich hat der Begriff «Weltanschauung», wie man in jedem Lexikon nachlesen kann, sowohl mit der Welt als Sinnganzem als auch mit der eigenen Lebensauffassung (Wieland) zu tun. Und wenn er im Lauf der Zeit verschiedene Färbungen angenommen hat: warum soll er nicht - im Sinn einer Rangordnung der Werte - auf die heute so brennenden internationalen Zusammenhänge und Verantwortlichkeiten Anwendung finden? Zumal in Entwicklungsländern hat sich «Orientierung» als ein Forum erwiesen, das die dort oft fehlende Kommunikation ersetzt. Auch die Übersetzung fremdsprachlich formulierter Erfahrungen und Überlegungen sehen wir als unsere Aufgabe an. In einer Zeit, die einerseits die Überbrückung geographischer und anderer Schranken sehr erleichtert und andererseits wieder Trends zur nationalen und regionalen Verengung aufweist, könnte, so meinen wir, eine solcherart nach allen vier Winden «offene» Information tatsächlich das ausdrücken, was man uns nachsagt: «Zutrauen zum Neues denken könnenden Leser». In diesem Sinn haben wir auch Zutrauen zu einer neuen Lesergeneration. Dahinter steht, das möchten wir gerne unterschreiben, ein «Zutrauen zum Heiligen Geist, dem Prinzip der Über-raschung in der Kirche».

Fragt sich zum Schluß, wie uns die neue Generation zuwächst. Bisher hat sich «Orientierung» noch nie mit großen Kampagnen ausgebreitet. Werber waren die Leser. Das möge so bleiben. Und wem von den Getreuen der ersten Generation die Brillengläser wirklich zu dick geworden sind, der nimmt sich vielleicht ein Beispiel an jener Leserin, die kürzlich mit dem Vermerk «ich halte «Orientierung» immer noch für lesenswert» ihr eigenes Abonnement in ein Geschenkabonnement verwandelte: für ihren Großneffen.

Die Redaktion

¹ Neue Gespräche, Arbeitsgemeinschaft für katholische Familienbildung, 5300 Bonn, Im Vogelsang 15 (Nr. 5/1975)